

Nachwuchsförderung

Verteilungsgerechtigkeit im Vertragsrecht – Übergangsjustiz nach dem Tode Mao Zedongs

Anfang März 2011 traten sieben neue Mitglieder in das Förderkolleg der Akademie für den wissenschaftlichen Nachwuchs in Bayern ein. „Akademie Aktuell“ stellt sie in dieser und in den kommenden Ausgaben vor.



DR. STEFAN ARNOLD, LL.M. (Jg. 1976) studierte Rechtswissenschaften in Erlangen und Cambridge. 2007 wurde er in Erlangen promoviert. Er ist als Akademischer Rat a. Z. am Institut für Internationales Recht der LMU München tätig. Im Förderkolleg ist er mit dem Forschungsvorhaben „Vertrag und Verteilung – Die Bedeutung der iustitia distributiva im Vertragsrecht“ vertreten.

Worum geht es in Ihrem Forschungsvorhaben allgemein?

Mein Vorhaben im Förderkolleg behandelt das Verhältnis von Vertragsrecht und Verteilungsgerechtigkeit. Die Thematik ist bislang erstaunlich wenig untersucht. Im deutschen Rechtskreis hat sich allein Claus-Wilhelm Canaris explizit mit dieser Fragestellung auseinandergesetzt – übrigens in einer Schrift, die auf einem Vortrag im Jahre 1993 vor der Bayerischen Akademie der Wissenschaften beruht. Für Verteilungsgerechtigkeit scheint im Vertragsrecht kein Platz zu sein. Das Vertragsrecht wird herkömmlich als Reich der Freiheit verstanden: Freie Bürger schließen freiwillig Verträge und setzen „in freier Selbstherrlichkeit“ ihr eigenes Recht. Die Gerechtigkeitsform des Vertragsrechts ist die Austauschgerechtigkeit. Ob die Verteilungseffekte der Verträge vernünftig oder gerecht sind, blendet das Vertragsrecht aus. Die Verteilungsgerechtig-

keit verteilt dagegen etwas unter vielen nach einem Maßstab. Solche Verteilung scheint dem Primat der Vertragsfreiheit zu widersprechen. Ich untersuche, ob sich dieser Widerspruch auflösen lässt. Prägt die Verteilungsgerechtigkeit das Vertragsrecht nicht doch stärker als herkömmlich vermutet? Welche Rolle kann und soll die Verteilungsgerechtigkeit im Vertragsrecht spielen?

Woran arbeiten Sie aktuell?

Derzeit schließe ich eine Arbeit zum europäischen Zivilprozessrecht ab. Unser Recht wird mehr und mehr vom Europarecht geprägt. Das gilt auch für das Prozessrecht. Meine Arbeit betrifft die europaweite Anerkennung und Vollstreckung von Urteilen. Der europäische Gesetzgeber hat zu großen Teilen ein lange gehegtes politisches Ziel realisiert, nämlich die Freizügigkeit von Voll-

streckungstiteln in Europa. Die Idee ist: Wenn ein Gläubiger in Frankreich oder Rumänien ein Urteil erstritten hat, soll er damit auch in Deutschland unmittelbar vollstrecken können, ohne dass das Urteil von deutschen Gerichten noch anerkannt werden muss. Dahinter steht der Topos vom „gegenseitigen Vertrauen“ in die ordnungsgemäße Rechtspflege aller Mitgliedstaaten der Europäischen Union: Ein Urteil aus Rumänien oder Frankreich soll in Deutschland das gleiche Vertrauen genießen wie ein deutsches Urteil. Der europäische Gesetzgeber hat dieses Vertrauen allerdings auf einem eher schwachen Fundament gebaut. Im europäischen Rechtsvergleich zeigen sich doch etliche Unterschiede, was Verfahrensfairness angeht.

Was erwarten Sie von der Mitgliedschaft im Förderkolleg der Bayerischen Akademie der Wissenschaften?

Ich freue mich darauf, die Kollegiaten kennen zu lernen, und erhoffe einen fruchtbaren Austausch mit ihnen. Das Förderkolleg erfasst mit seinen jetzt 13 Mitgliedern viele ganz unterschiedliche Fachrichtungen – das ist eine große Chance. Ich bin neugierig zu lernen, wie in anderen Disziplinen gearbeitet wird, mit welchen Methoden Fragestellungen gefunden und angegangen werden. Bald sind die ersten Kolloquien des Kollegs, bei denen wir unsere Vorhaben präsentieren und zur Diskussion stellen. Das dürften anregende Abende werden, schon die Kurzbeschreibungen der Projekte auf der Homepage klingen sehr

spannend. Ich freue mich auf die Herausforderung, mein Thema auch für Wissenschaftler anderer Disziplinen anschaulich darzustellen und fachübergreifende Aspekte herauszuarbeiten. Vielleicht kann ich bei dieser Gelegenheit auch Kritik und Anstöße für mein Projekt erhalten.

Wie kamen Sie zu Ihrem Forschungsfeld?

Zur Juristerei kam ich aus Neugier, sie ward mir nicht in die Wiege gelegt: In meiner Familie findet sich weit und breit kein Jurist. Sprache und Argumentationskunst, Logik und Ethik haben mich aber schon in meiner Schulzeit begeistert. Ich glaubte, in den Rechtswissenschaften all dies finden und vertiefen zu können. Das hat sich im Großen und Ganzen auch bewahrheitet. Zu meinem Forschungsfeld brachte mich mein Interesse an den grundlegenden Fragen des Rechts. Bereits während der Studienzeit faszinierte mich bei der Lektüre Radbruchs, wie apodiktisch er in seiner Rechtsphilosophie die bei Aristoteles ausdifferenzierten Gerechtigkeitsformen verortet: Verteilungsgerechtigkeit sei die Gerechtigkeitsform des öffentlichen Rechts, Austauschgerechtigkeit die des privaten. In Cambridge stieß ich auf Arbeiten, die diese Trennung für Teile des Privatrechts – vor allem das Deliktsrecht – in Frage stellen. So reifte die Idee zu untersuchen, ob die Verteilungsgerechtigkeit nicht auch das Vertragsrecht stärker prägt, als bislang angenommen wird.

Welche Stationen Ihrer bisherigen wissenschaftlichen Laufbahn waren rückblickend für Sie prägend?

Meine Liebe zu den grundlegenden Fragen des Rechts wurde ganz maßgeblich im rechtsphilosophischen Seminar Professor Hruschkas in Erlangen gefördert. Schon im zweiten Semester habe ich bei ihm mit größter Begeisterung eine Arbeit zu einem moralphilosophischen Thema verfasst. Professor Hruschka ist in dieser Zeit und darüber hinaus zu einem wichtigen Mentor geworden. Erste Einblicke in die Forschungsarbeit eines Juristen erhielt ich als wissenschaftlicher Mitarbeiter von Professor Vieweg. Die Zeit in Cambridge führte mir vor allem vor Augen, welche Chancen rechtsvergleichende Wissenschaft bietet. Das Promotionsstudium bei Professor Rohe hat mich dann erkennen lassen, dass mein Forschungsinteresse nicht flüchtig ist, sondern lebensbestimmend. Während des Referendariats durfte ich als Drittassistent oft stundenlange Fachgespräche

mit Professor Rimmelspacher führen. Heute prägt mich natürlich vor allem mein „Habilitationvater“ Professor Lorenz; nahezu täglich fördert und fordert er mich im Gespräch.

Welches Berufsfeld hätte Sie – außer der Wissenschaft – gereizt?

Ich habe lange mit dem Gedanken gespielt, Musik zu studieren. Dirigent zu werden hätte mich sehr gereizt, vielleicht auch Pianist oder Cellist. In früheren Jahren habe ich auch Jazz, Funk und Soul gespielt. Letztlich habe ich mich dafür entschieden, die Musik nicht zu meinem Beruf zu machen: Ich wollte sie nicht als Hobby verlieren.

Haben Sie ein wissenschaftliches Vorbild?

Ich nehme die Wissenschaftler zum Vorbild, die mich auf meinem Werdegang begleitet haben und jetzt begleiten. Natürlich bewundere ich auch die Leistungen großer Rechtswissenschaftler wie Savigny, Pothier oder Maitland.

Welche persönlichen Eigenschaften sind bei Ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit besonders wichtig? Was schätzen Sie an Ihrer Tätigkeit?

Ich denke, dass Neugier und Ausdauer besonders wichtig sind. Ohne Neugier würde mir der Antrieb fehlen, Neues zu ergründen und ungewöhnlichen Fragestellungen nachzugehen. Ausdauer ist nötig, weil wissenschaftliche Arbeit Geduld verlangt.

Was ich besonders an meiner Tätigkeit schätze, ist die Freiheit. Als Wissenschaftler kann ich weitgehend selbst bestimmen, mit welchen Fragestellungen ich mich beschäftigen möchte. Mir gefällt, am Rande bemerkt, auch die Lehrtätigkeit sehr. Unterrichten macht Spaß. Und nicht selten gewinne ich aus Fragen oder Anmerkungen der Studenten auch Anreize für Forschungsideen.

Was wünschen Sie sich für Ihre berufliche Zukunft?

Das ist eine einfache Frage: Ich wünsche mir, nach der Habilitation bald einen Ruf zu erhalten. Wenn ich etwas weiter blicke: Ich möchte gut im Wissenschaftsbetrieb vernetzt sein; dazu gehören auch Kontakte zu Kollegen anderer Disziplinen. Auch wünsche ich mir Rahmenbedingungen, die mich meine wissenschaftliche Tätigkeit frei entfalten lassen.

Wie beurteilen Sie die aktuellen Veränderungen in der deutschen Wissenschaftslandschaft?

Die Exzellenzinitiative befürworte ich; sie fördert Wettbewerb und Innovation in der Forschungslandschaft. Auch verbessert sie das Ansehen der

Wissenschaft in Politik und Gesellschaft. Mit einer gewissen Sorge sehe ich eine gesellschaftlich-politische Entwicklung: Wissenschaft und Forschung werden zunehmend nicht mehr als Selbstzweck betrachtet, sondern einem Kosten-Nutzen-Kalkül unterzogen. Gerade die Grundlagenforschung kann diesem Kalkül vielleicht nicht standhalten.

Was machen Sie gerne, wenn Sie nicht forschen?

Wenn ich nicht forsche, bin ich die meiste Zeit bei meiner Familie, spiele Klavier, Gitarre oder Cello. Ich lese gern, gehe in Konzerte, in die Oper oder ins Kino. Wichtig ist mir sportlicher Ausgleich, ich betreibe die Kampfkünste Karate und brasilianisches Jiu-Jitsu.



DR. DANIEL LEESE (Jg. 1977) studierte Geschichte, Sinologie und VWL in Marburg, Peking und München. Er wurde 2006 an der International University Bremen im Fach „International History“ promoviert. Seit 2006 ist er wissenschaftlicher Assistent am Institut für Sinologie der LMU München. Sein Forschungsvorhaben trägt den Titel „Zwischen Revolution und Reform: Übergangsgerechtigkeit und Herrschaftslegitimation in der VR China“.

Worum geht es in Ihrem Forschungsvorhaben allgemein?

Ich beschäftige mich im Rahmen des Akademie-Forschungsprojekts mit der Legitimation kommunistischer Parteiherrschaft in China im unmittelbaren Zeitraum nach dem Tod Mao Zedongs. Dabei interessiert mich insbesondere die juristische und organisatorische Dimension des Umgangs mit den fatalen Auswirkungen der maoistischen Gesellschaftsexperimente. Auf welche Weise wurden Täter zur Verantwortung gezogen und Opfer entschädigt? Welche Rolle spielte Klassenjustiz? Welche Verfahren und Maßnahmen wurden hierbei zur Anwendung gebracht, und lässt sich dies mit dem theoretischen Instrumentarium der „Übergangsgerechtigkeit“ (transitional justice) beschreiben? Dies sind einige der Fragen, die ich anhand von häufig noch immer unter Verschluss gehaltenen zeitgenössischen Dokumenten, Gerichtsakten und Zeitzeugeninterviews zu analysieren versuche.

Woran arbeiten Sie aktuell?

Momentan rekonstruiere ich primär die Grundlinien der zentralen Parteipolitik zu diesen Themenkomplexen anhand von parteiinternen

Erlassen und Verordnungen. Auf dieser Basis erstelle ich eine Ereignischronologie, welche erste Anhaltspunkte für die zeitliche und regionale Staffelung der Maßnahmen erlauben soll. Vor diesem Hintergrund lassen sich dann Bedeutung und Aussagekraft lokaler Fallstudien konkreter definieren.

Was erwarten Sie von der Mitgliedschaft im Förderkolleg der Bayerischen Akademie der Wissenschaften?

In erster Linie erhoffe ich mir eine Gelegenheit, interessante Themen mit klugen Köpfen zu diskutieren. Das Förderkolleg ist durch seine interdisziplinäre Zusammensetzung ein ungewöhnliches Forum und ermöglicht es hoffentlich, Perspektiven auf eigene oder andere Forschungsthemen zu bekommen, die im engeren Fachverbund möglicherweise nicht gestellt würden.

Wie kamen Sie zu Ihrem Fachgebiet?

Die Aura historischer Relikte, insbesondere alter Bücher, hat mich schon sehr früh fasziniert. In Verbindung mit dem Interesse an wissenschaftlichen Kontroversen um historische Ereignisse hat dies meinen Entschluss gefestigt, Geschichte zu studieren. Zu Beginn standen jedoch eher Friedrich der Große und Preußen im Fokus meines Interesses. Dass es nun Mao geworden ist, liegt eher an biographischen Zufällen. Aus Spaß habe ich in der Oberstufe einen Chinesisch-Kurs besucht und war unmittelbar gefangen von der Ästhetik der chinesischen Schrift. Der Wunsch, die Zeichen dereinst ebenso als Quellengrundlage verwenden zu können wie europäische Sprachen, stand Pate bei der Wahl meines Nebenfachs Sinologie.

Welche Stationen Ihrer bisherigen wissenschaftlichen Laufbahn waren Ihnen rückblickend besonders wichtig?

Ich hatte das Glück, auf allen bisherigen Stationen wichtige Erfahrungen machen zu dürfen. Das Grundstudium in Marburg hatte den Vorteil, dass man in einer sehr kleinen Gruppe von nur rund fünf Teilnehmern Chinesisch lernte. Das Geschichtsstudium an der Peking Universität hat mir erstmals die Diskrepanz zwischen den offiziellen Lehrbuchtexten und dem weitaus kritischeren Unterrichtsstoff der Seminare und Vorlesungen aufgezeigt und überdies meine Begeisterung für die neuere chinesische Geschichte geweckt. Zurück in Deutschland hat das Hauptstudium an der LMU München mich erst-

mals mit den Einschränkungen bürokratischer Studiengänge vertraut gemacht, als zunächst weder meine Studienfachkombination noch viele Inhalte anerkannt wurden. Dies hat zweifellos einem gewissen kulturevolutionären Impuls Vorschub geleistet und dazu geführt, dass ich mich später stark in der Studiengangplanung eingesetzt habe. Während der Promotion an der International University Bremen (heute Jacobs University) genoss ich große Freiheit in der Forschung und profitierte von sehr guten Kollegen und Mentoren. Zurück an der LMU, diesmal als Assistent in der Sinologie, habe ich als einziger Vertreter moderner Themen sehr früh sehr viel Verantwortung übertragen bekommen und profitiere bis heute von einem exzellenten Arbeitsklima.

Welches Berufsfeld hätte Sie – außer der Wissenschaft – gereizt?

Die Wissenschaft ist zweifellos mein Wunschberuf. Ich hätte mir aber durchaus auch eine andere Schwerpunktsetzung vorstellen können, etwa ein Studium der Biologie. Außerhalb der Wissenschaft wäre wohl am ehesten eine Tätigkeit als Cellist denkbar gewesen.

Haben Sie ein wissenschaftliches Vorbild?

Mich faszinieren Forscherpersönlichkeiten, die fachübergreifende Kompetenzen und umfassende Sprachkenntnisse mit persönlicher Bescheidenheit und Integrität verbinden.

Welche persönlichen Eigenschaften sind bei Ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit besonders wichtig? Was schätzen Sie an Ihrer Arbeit?

Die Forschung im Bereich der chinesischen Zeitgeschichte verlangt in erster Linie viel Ausdauer, Erfahrung und Interpretationsgabe. Die Suche nach und die Erschließung von Quellen zu Themenbereichen, welche die Kommunistische Partei am liebsten unter den Teppich kehren würde, bedingt die Fähigkeit, kreative Lösungsansätze zur Umgehung staatlicher Repressionsmaßnahmen aufzufinden. Gleichzeitig darf dies nicht zur Entwicklung eines eigenen Dissidentenhabitus führen, da sonst das Streben nach Objektivität nur allzu leicht in den Dienst der vermeintlich „richtigen“ Sache gestellt wird. Dennoch schätze ich die Aktualität und politische Relevanz meines Forschungsbereichs sehr.

Was wünschen Sie sich für Ihre berufliche Zukunft?

Zunächst einmal wünsche ich mir längerfristige Sicherheit und Planbarkeit der Karriere in Form einer Tenure-Track-Stelle. Darüber hinaus wäre es mein Ziel, in Deutschland ein Institut mit Schwerpunkt auf der neueren chinesischen Ge-

schichte und Politik mit aufzubauen. Dies könnte sowohl im Bereich der Geschichtswissenschaften als auch in der Sinologie sein. Das Problem hieran ist allerdings, dass außereuropäische Geschichte an den meisten historischen Instituten in Deutschland keine Rolle spielt. Die Sinologie auf der anderen Seite hat zumeist den Anspruch, von den mythischen Kaisern bis zur aktuellen Wirtschaftspolitik alles abdecken zu können, inklusive Literatur, Philosophie, Geschichte und diversen Quellensprachen. Dies ist ein hehres Ziel und es gibt Forscherpersönlichkeiten, die dem nahekommen. Die Gefahr liegt jedoch in dem, was Otto Franke einmal als die Ausbildung von „Universaldilettanten“ bezeichnet hat. Hier wird in Zukunft eine klarere Profilbildung notwendig sein, ohne den eigentlichen Kern der Sinologie, den philologischen Zugang, aus den Augen zu verlieren.

Wie beurteilen Sie die aktuellen Veränderungen in der deutschen Wissenschaftslandschaft?

Ich begrüße die Definition klarer Studienziele und -inhalte im neuen Bachelorsystem, da man früher als Student zu stark von den jeweiligen persönlichen Steckenpferden der Lehrenden abhängig war. Gleichzeitig sind die Chancen der Reform, insbesondere an der LMU, in ein viel zu rigides System von Sachzwängen gepresst worden. Viele sinnvolle Studienkombinationen, etwa Sinologie und Politikwissenschaften, sind nunmehr aufgrund der starren administrativen Vorgaben und der Abschottung der einzelnen Fächer nicht mehr möglich. Positiv bewerte ich hingegen die zunehmend proaktive Rolle der Universitäten bei der Bindung von Nachwuchsforschern. Aber auch hier lässt sich noch deutlich mehr voranbringen.

Was machen Sie gerne, wenn Sie nicht forschen?

Die meiste Zeit neben der Forschung verbringe ich mit meinen drei Kindern, mit Freunden und in der Natur. ■

INTERVIEWS

Die Fragen stellte Dr. Ellen Latzin. Sie leitet die Presse- und Öffentlichkeitsarbeit der Bayerischen Akademie der Wissenschaften.

Hinweis

Das Bewerbungsverfahren für das Kollegjahr 2012 endet am 15. September 2011 (s. a. Umschlagrückseite).

Alle Informationen zur Ausschreibung sowie über die 13 derzeitigen Mitglieder des Förderkollegs und ihre Forschungsprojekte finden Sie unter www.badw.de/foerderkolleg/